

Außenansicht

Der Wert des vierten Platzes

Sucht, Verzweiflung, Gier: Warum Sportler dopen – und welche Mitschuld das Publikum daran trägt

Von Edgar Itt

Kraft in uns war der Glaube an den persönlichen Erfolg, der konkrete Gedanke, bald das Siegertreppchen zu besteigen und eine Medaille zu erlangen. Und die Hoffnung, vielleicht irgendwann einmal von einem Wettbewerb mit einem großen Sponsorenvertrag in der Tasche heimzukehren.

Leichtathleten ist von Anfang an nicht nur klar, dass der Zeitraum begrenzt ist, in dem sie ihre Sportart ausüben – sondern auch, dass ihre Sportart nicht zu den populärsten und lukrativsten zählt. Eine Berufsausbildung ist somit unabdingbar, ein Ausgleich zwischen Sport und Privatleben dadurch sichergestellt. Ganz anders ist es bei den publikumswirksameren Sportarten. Zunächst beginnt auch dort das Leben, das sich auf die eine Begabung konzentriert, mit spie-

lerischer Leichtigkeit. Aber mit zunehmendem Erfolg wird es immer schwieriger, einerseits die sportlerische Karriere fortzusetzen und andererseits Vorsorge für das Leben danach zu treffen. Das ganze Leben ist auf den Sport ausgerichtet. Kurzfristige Erfolge, ein straffer Tagesablauf, in dem selbst die Zeiten für Nahrungsaufnahme und soziale Kontakte organisiert sein müssen, sowie emotional tief bewegende Erlebnisse vereinnahmen den Spitzensportler gänzlich. Sie lassen kaum Raum für andere Pläne und Gedanken. Das rechte Maß zu halten und dann auch noch zusätzlichen persönlichen Interessen nachzugehen, dies alles wird mit steigendem Erfolg schwieriger.

Hinzu kommt die Sucht nach Erfolg. Der Profisportler wird ausschließlich auf den Sieg vorbereitet. Es liegt auf der

Hand, dass vorübergehende Niederlagen in Kauf genommen werden müssen. Die eigenen Grenzen zu erkennen und wirkliche Niederlagen einzustecken – dies wird im Trainingsalltag selten thematisiert. Aber eben diese Einseitigkeit, die Ausrichtung auf einen einzigen Lebenssinn sowie das Unvermögen, das rechte Maß zu halten, können zur Besessenheit führen, sodass die wohlverstandenen eigenen Bedürfnissen aus dem Blick geraten. Dann vergessen Sportler, wo sie herkommen. Sie vergessen ihre bisher erbrachten persönlichen Leistungen, und es siegen die Mittel über die Moral – entweder liegt dann eine Verzweiflungstat vor, oder Doping ist nichts anderes als Ausdrück der Gier. Dabei sind die Sportler nicht die einzigen Menschen in unserer Welt, die andere und sich selbst, zudem auf Kosten ihrer Gesundheit, betrügen. Der Zeitgeist verlangt doch, natürliche Grenzen mit aller Gewalt überschreiten zu wollen. „Nachhaltig“ und „langfristig“ sind große, oft gewählte Worte, und tatsächlich kann dauerhaften Erfolg ja auch nur jemand haben, der nachhaltig und langfristig an die Dinge herangeht – doch leben wir auch in diesem Bewusstsein?

Zu der Sucht nach dem Erfolg kommt der Erfolgsdruck von außen. Als Spitzensportler habe ich am eigenen Leib erfahren, was es bedeutet, den Erwartungshaltungen anderer standzuhalten, sei es nun des eigenen Trainers, sei es nun der hal-

ben Fernsehnaht. Diese Art der Anteilnahme kann zweifelsohne beflügeln. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie sehr mich das Interesse der Öffentlichkeit, der Applaus der Zuschauer in den Stadien zu Höchstleistungen anspornte: Als ich 1989 als 22 Jahre alte Nachwuchshoffnung gegen den erfahrenen und auf internationalen Wettbewerben erprobten Harald Schmid im 400-Meter-Hürden-Lauf antrat und nur um eine Hundertstelsekunde verlor, da tobten die Menschen auf den Rängen. Am liebsten hätte das Publikum uns beiden den Sieg gewünscht.

Genauso niederschmetternd kann aber auch die Reaktion ausfallen, wenn die Medailenhoffnung „hinter den Erwartungen zurückbleibt“, wie es dann oft in den Medien heißt; wenn zum Beispiel beklagt wird, dass ein Sportler mit



Edgar Itt, 40, gewann bei Olympia 1988 in Seoul Bronze mit der 4x400-Meter-Staffel. Bei der EM 1990 wurde er Fünfter über 400 Meter Hürden. Itt ist Managerttrainer in Frankfurt am Main. Foto: oh

nur einem 9. Platz (wohlgemerkt: im internationalen Vergleich!) „enttäuschte“. Wieso eigentlich muss ein Sportler unbedingt immer gewinnen, und wieso können wir seine bereits erbrachten Leistungen, großartige Siege, die vielleicht schon zwei, drei Jahre her sind, nicht einfach wertschätzen? Und sollte sowieso nicht jegliches Tun im Leben, solange wir selbst die Wahl dazu haben, nicht auch Spaß machen?

Bei der Fußballweltmeisterschaft im vergangenen Jahr konnten wir dies, und zwar als ganze Nation: Spaß haben. Wir haben unsere Sportler angefeuert, obwohl sie nicht die Favoriten waren. Maßgeblichen Anteil an dieser Stimmung hatte ein Trainerteam, das ein ganzheitliches Konzept verfolgte, das Moral, Mannschaftsgeist, aber auch das einzelne Individuum berücksichtigte und sich aufrichtig vor seine Sportler stellte. Die Begeisterung im Lande zog sich noch über die Hockey- und die Handball-Weltmeisterschaft. Ob sich diese Stimmung auch konservieren lässt bis zu den Olympischen Spielen in Peking? Der Wert eines solchen Ereignisses bemisst sich doch nicht so sehr danach, wo Deutschland am Ende im Medaillenspiegel landen wird – sondern auch danach, ob wir imstande sein werden, über einen ehrlich errungenen vierten Platz zu jubeln. Wir Zuschauer, Medien und Funktionäre müssen wieder einen Blick für Sportler mit Charakter entwickeln.